

Gott an der Rezeption

Die frohe Botschaft des Hanns Dieter Hüsch

Belehrt, bewegt, belustigt sei der Hörer durch eine Rede – so verlangt es die Rhetorik seit der Antike. Das erwarte ich auch als Hörer einer christlichen Predigt, nicht nur Belehrung über den Lauf der Welt und das Reich Gottes. Das Vorurteil, Predigt beschwere, weil sie belehre, läßt sich zwar aus Geschichte und Gegenwart reichlich belegen, aber das muß der Sache nach nicht sein.

Das Evangelium, das doch jede Predigt mir nahe bringen will, wehrt sich mit Szenen voller Humor dagegen, das Schwere und Leidvolle noch schwerer zu machen: Die sprechende Schlange, die Tierpärchen in Noahs Arche, die Witwe, die den Richter bedrängt, um Recht zu bekommen, die Hausfrau, die den verlorenen Groschen findet, der Junge, der bei der Predigt des Paulus einschläft und vom Dachgarten fällt, das Fischerboot, das am Fang fast untergeht – das Evangelium, die fröhliche Botschaft, lächelt mir auch dort zu, wo es das Leben ganz ernst nimmt, spielt und feiert mit den Menschen auch noch im Schatten des Todes, bei Lazarus etwa und seinen eifrigen Schwestern Maria und Martha.

Und so warte ich bei jeder Predigt auf die unterhaltsamen Passagen, die witzigen Wortspiele, die geistreichen Vergleiche, die auch zu lachen und nicht nur zu denken geben, was schon viel ist; ich freue mich über jedes gelungene Bild, das mir den Sachverhalt aufklärt und die Erinnerung vertieft.

Daß das auch heute geht, mit leichter Rede über die fröhliche Botschaft die Hörer zu bewegen und zu unterhalten, und sie zugleich zu belehren, aber nicht mit einem »Evangelium light«, sondern mit der »guten Botschaft« in ihrer ganzen Tiefe, lustig, aber nicht banal, fröhlich,

aber nicht simpel, dafür ist mir *Hanns Dieter Hüsch* ein wichtiger Zeuge. Er spielt mit mir als seinem Hörer und Leser zu meinem Vergnügen immer wieder das alte Kinderspiel: »Ich sehe was, was du nicht siehst«, aber es geht nicht um Farben, sondern um Merkmale der Menschen, Wesenszüge der Welt – und Geheimnisse Gottes: Ich sehe was, was du nicht siehst ... und das ist ... (z. B.) lästig oder lustig und manchmal beides zugleich.

Ich sehe was, was du nicht siehst – wenn du davor die Augen schließt. »Das ist doch keine Predigt! Das ist Theater!« – meinten Studierende im homiletischen Proseminar, anonym konfrontiert mit dem nachfolgenden Text:

ZEITANSAGE – Predigt

*Liebe Mitmenschen,
Freunde und Freundinnen,
Lebendige und Sterbliche,
Brüder und Schwestern mit Christus,*

ich freue mich, Euch alle wiederzusehen und habe mir für diese Stunde, in der wir wieder einmal zusammen sein können, vier konkrete Menschengeschichten aus unserer Zeit mitgebracht, Gedankengänge und Augenblicke aus unserem Leben, Momentaufnahmen, kleine winzige Zeitstücke, wie wir sie fast täglich alle erleben, wie wir sie weiter erzählen oder vergessen, wie wir sie oft als unwichtig betrachten und schleunigst ad acta legen, aber auch wie sie uns treffen und bewegen.

Und ich möchte diese Geschichten gerne weitererzählen, weiß ich doch, daß es eben nicht nur meine Geschichten, sondern die Geschichten von uns allen sind. Und immer geht es dabei um das ewige Thema mit Variationen um die uralte Krankheit, Belebrung oder Anteilnahme, Verurteilung oder Liebe, Zorn oder Zärtlichkeit, Rache oder Versöhnung, Strafe oder Trost.

Von den meisten Menschen erfährt man ja gar nicht, wie es ihnen geht, und man kann auch nicht jeden einzelnen fragen – so viel Lebenszeit haben wir ja nicht. Aber manchmal erfährt man von dem einen, wie es dem anderen geht und umge-

kehrt von dem anderen, wie es dem einen geht. Das hört sich vielleicht etwas komisch an und ist es auch. Neulich habe ich das ganz genau erlebt, und zwar hielt jeder den anderen für völlig verloren. Das haben Sie gewiß auch schon erlebt, daß zwei Menschen ganz verschieden leben und sich gegenseitig für völlig verloren halten.

BEGEGNUNG

Also, man begegnet einem und der sagt: »Gut, daß ich Sie mal treffe, ich wollte mich nämlich schon lange mal mit Ihnen über den Heinz unterhalten.«

Ich sage: »Heinz, Heinz, Heinz, Heinz, Heinz? – ich kenne viele, die Heinz heißen. Meinen Sie vielleicht den, der früher bei Radio Brummer in der Schallplattenabteilung war? Der ist, glaube ich, jetzt Discjockey im Flamingo-Keller, meinen Sie den?«

»Nein, nein, den meine ich eigentlich nicht. Ich meine den Heinz, den kennen Sie doch auch, der damals bei Stratmann & Buschkötter in der Herrenausstatterabteilung gelandet ist, der war doch auch mal Dressman. Mit dem waren wir doch früher immer so viel zusammen, und der macht doch jetzt schwer auf Verkaufschef der ersten Etage, also, so was von angepaßt, sage ich ihnen, ich halte ihn für völlig verloren. Weil, ich fand ihn nämlich ganz sympathisch und dachte immer, das ist einer von uns. Von der ganzen Art her – schade, also wirklich schade, wenn man dann so oberflächlich wird. Schmeißt sein Leben so mir nichts, dir nichts dem Mammon in den Rachen. Also, ich halte ihn jedenfalls für völlig verloren.«

»Ja, was soll ich dazu sagen?«, habe ich da gesagt.

»Ja, ich meine ja nur, ich meine, so könnte ich nicht leben.«

»Müssen Sie ja auch nicht«, habe ich da gesagt.

»Ja, Gott sei Dank«, sagte er da und schwieg.

Ein paar Tage später treffe ich zufällig den Heinz, den besagten Heinz aus der Herrenausstatterabteilung bei Stratmann & Buschkötter. Und da sagt er zu mir: »Gut, daß ich Sie mal treffe. Ich wollte mich so lange mal mit ihnen über den Peter unterhalten. Den kennen sie doch sicher.«

Ich sage: »Peter, Peter, Peter, Peter? – Ich kenne viele, die Peter heißen. Meinen Sie vielleicht den, der früher bei der Sparkasse war und dann zur Marine gegangen ist?« »Nein, nein, den meine ich nicht, ich meine den Peter, mit dem waren wir doch früher immer so viel zusammen, der hatte doch die hübsche Schwester, der wollte

doch immer ans Theater oder wollte doch immer Musik machen und tingelt doch heute immer noch so rum.«

»Ach, den Peter meinen Sie, ja, den habe ich gerade noch vor ein paar Tagen getroffen.«

»Ja, den meine ich, also, habe ich mich vorgestern erschrocken, der ist ja völlig verwahrlost. Also, den halte ich für regelrecht gefährdet, daß der im Leben unter die Räder kommt. Wie kann man sich nur so gehen lassen, der ist ja völlig verloren, also so könnte ich nicht leben!«

»Müssen Sie ja auch nicht«, sagte ich.

»Na, Gott sei Dank«, sagte er und schwieg.

Aber so liegen eben Menschen, Familien und ganze Völker ständig auf der Lauer, beobachten und bezichtigen sich, halten sich gegenseitig für völlig verloren – seit Kain und Abel.¹

Die Einleitung wurde noch als Predigt akzeptiert, aber die »Begegnung«, diese hintersinnig-spitze Humoreske aus Selbst- und Fremdbeobachtung, hielten die Studenten für gutes Kabarett, nicht aber für eine Predigt. Dabei hat diese Miniatur alles, was ich von einer guten, fröhlichen Predigt erhoffe: Der Hörer wird beteiligt, und das nicht nur zum Schein; er wird als Zeuge aufgerufen, nach seinen Erfahrungen befragt: »Das haben Sie doch auch schon erlebt?!« Und dann wird er überrascht: »Sehen Sie, so machen Sie es doch auch – oder nicht?« Die unscheinbare Szene, alltäglich, an jeder Straßenecke möglich, wird zum Tribunal, der Zeuge wird zum Angeklagten: »Richten nicht alle über den Lebensstil ihrer Mitmenschen?« Aber die Entlastung bleibt nicht aus: So sind die Menschen, so eng, so fixiert auf sich selbst – und Gott bemüht sich immer wieder, sie von sich selbst zu lösen, zur Freiheit zu rufen, zu erlösen, seit Kain nicht sterben mußte, die Sühne für den Mord ausblieb.

Im Lächeln über die »alten Freunde« und über die Ängste und Abwehrhaltungen, Ausweglosigkeiten und Allmachtsphantasien, wie sie

1. Hanns Dieter Hüsch, *Das Schwere leicht gesagt*, 83ff.

jeder einzelne bei sich selbst nur zu gut kennt, aber nicht gerne anerkennt, wächst die Bereitschaft, die eigene Enge nicht zu verdrängen, wächst die Geduld mit den Unterschieden, die Nachsicht gegenüber den ganz anders und – nach eigener Auffassung – krumm verlaufenden Lebensgeschichten.

Und während ich noch schmunzle, habe ich das Lehrstück von der Erbsünde neu gelernt: Daß ich von mir und meinen Maßstäben nicht loskomme und andere an meinen Maßstäben messe, sie danach richte und gelegentlich aburteile, das meint die alte christliche Lehre von der Erbsünde, die sich leicht in gegenwärtige Erfahrung übertragen läßt, wie dieses Beispiel zeigt.

Nicht immer aber geschieht die Einweisung in die Erbsündenlehre so freundlich, ja charmant wie bei Hanns Dieter Hüsch, der das Wort des Apostels beherzigt: »Weißt du nicht, daß dich Gottes *Güte* zur Buße leitet?« (Römer 2, 4)

Ich sehe was, was du nicht siehst, bis Gott sich dir von selbst erschließt.
 »Gottes Wort ist konfessionslos. Wenn Gott sich in einem Hotel eintragen müßte, er wüßte wahrscheinlich gar nicht, was er unter »Konfession« schreiben sollte«, sagte Hüsch in einer anderen Predigt.

Diese Sätze können einen überrumpeln! Wer hätte schon gleich darüber nachgedacht, ob die Konfession an der Rezeption wirklich gefragt wird; später dann dämmert es: Nicht im Hotel muß man sich zu seiner Konfession bekennen, gastfreundliche Hotels rücken ihren Gästen nicht mit derart persönlichen Fragen auf den Leib, sondern beim Finanzamt.

Aber schön ist die Szene zweifellos: Alle konfessionellen Unterschiede sind aufgehoben, für einen gar nicht so kleinen Augenblick, mindestens drei Wimpernschläge lang, und das könnte reichen für eine aktuelle Versöhnung bei aller bleibenden Verschiedenheit; solche Sätze übermalen die konfessionellen Unterschiede mit mildem Humor: Gott soll sich bekennen, in die Schuhschachtel unserer Bekenntnisse kriechen wie ein gefangener Maikäfer? Da lachen die Legionen von Engeln,

die Jesus nicht zu Hilfe gerufen hat.

Gott ist konfessionslos, und seine Kinder brauchen sich deshalb auch nicht binden lassen von der Enge der Konfessionen; aber sie sollen sich auch nicht darüber grämen, daß sie als begrenzte, endliche Menschen eben Wurzeln brauchen, Konfessionen sind wie Wurzeln, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Gott ist konfessionslos, weil er allein alle Konfessionen in einem Bekenntnis vereint: Er bekennt sich zu allen Menschen – in ihren Unterschieden!

Aber das sehen nicht alle so! Sie sehen die Güte Gottes nicht, die gerade darin besteht, daß sie *allen* Menschen gilt, keinen ausschließt. Es hat auch Zeiten gegeben – und sie scheinen immer wieder zu kommen –, da man Gott nahe legte, er solle sich nur zu einzelnen Völkern bekennen und ihre Waffen segnen. Er solle sich an Orte und Sitten binden, an Gottesdienstformen und theologische Auffassungen. So viel bedrohliche Ernsthaftigkeit kann man nur mit Humor überwinden.

Die zentrale christliche Glaubensaussage, daß Gott sich zu allen Menschen bekennt, erschließt sich selbst den Christen nicht so leicht; und man kann sie nicht aufzwingen, dann wäre sie schon verdorben, ehe sie sich eröffnet hätte. Ich fasse sie am besten, wenn sie mir spielerisch nahe kommt, wie in einem Kinderspiel – oder in einem schwungvollen Lied: »Schau an, der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben.« Die Güte Gottes in der Gestalt der Gärten oder der ganzen Welt in ihrer bunten Vielfalt, mir und dir geschenkt – aus solchen Beobachtungen wachsen fröhliche Predigten, die mich bewegen, belehren und belustigen, aus Waffen und Krieg aber wächst nur Tod.

Ich sehe was, was du erst siehst, wenn auch in dir die Hoffnung sprießt. Manchmal treibt Hanns Dieter Hüsch die Unterhaltung über die Welt und Gott ein bißchen weit, wenn er Gottes Entgegenkommen buchstäblich vorführt – ihn im Himmel besucht und dann mit ihm auf einem Fahrrad nach Dinslaken fährt. Das würden sicher nicht alle Gemeindeglieder in einer Predigt ertragen. Ich finde diese Respektlosigkeit

erfrischend; wo sonst in den christlichen Gemeinden kaum noch jemand wagt, das Wort »Gott« ohne Skrupel in den Mund zu nehmen und im Alltag auszusprechen, da gehe ich als Hörer und Leser gerne in Gedanken mit Gott auf eine Fahrrad-Tour.²

Die fröhliche Unbefangenheit, die geradezu göttliche Naivität läßt Hüschs Humor zum luftigen Medium des Evangeliums werden. Dazu gehört dann allerdings auch die Klarsicht, mit der er bewährte Lebensstrategien umkehrt (»Teile und herrsche – nicht!«³ Gegen das »Divide et impera« römischer Strategen), die Behutsamkeit, mit der er seine Wünsche für eine bessere Welt formuliert (»Solln wir sie lieben, diese Welt, solln wir sie lieben? Ich möchte sagen, wir wollen es üben!«⁴), die freundliche Buntheit und tiefe Einsicht, mit der er Gottes Segen über den Menschen ausspricht ...

*Gott, der Herr, möge uns Jesus Christus
an unsere runden Tische setzen,
auf daß wir ihm auf unseren Gedankengängen begegnen,
und ohne Furcht die Weltgeschichte überleben.
Jenes Flickwerk aus Eitelkeit und Ruhmsucht,
Glücksspiel und Götzendienst,
Tingeltangel und Totentanz.*

*Gott, der Herr, mache uns wieder anfällig
für seine Geschichte, die nicht von dieser Welt ist,
nicht erklärbar, keine Diskussionen braucht,
und uns doch tröstet, hoffen läßt, Mut macht, frohgemut macht.
Und alles in allem Kraft gibt
und uns Zuversicht schenkt.*

2. Hanns Dieter Hüsch, *Wir sehn uns im Himmel wieder*, pass.
3. Hanns Dieter Hüsch, *Das Schwere leicht gesagt*, 49f.
4. Ebd., 130.

*So möge Gott, der Herr,
uns über alle Zeiten und Gezeiten
hinwegführen fröhlichen Herzens,
weil wir seinen Frieden in uns tragen,
der uns mit allen und allem versöhnt,
weil seine Liebe in uns wohnt,
die uns unendlich macht,
die uns aber auch zurückholt
zu unseren Tagesresten,
zu unseren Widersprüchen,
zu unseren Konflikten,
uns zurückführt in unsere Wohnküchen,
zu unseren Schlafstätten,
an unsere Schreibtische,
an unsre Drehbänke und Reparaturwerkstätten,
in unsre Studios und Ateliers,
Kindergärten und Altersheim,
um wieder von Neuem zu beginnen,
behutsam zwar, aber um im Laufe der Zeit
immer sicherer zu werden.⁵*

Solche Worte wirken durch die vielen kleinen Nuancen des Lebens. Hier fühle ich mich als Hörer angesprochen, auch wenn mein Stand nicht besonders genannt wird, ich gehöre dazu, wenn der Segen gesprochen wird, und ich bin dabei, wenn wir behutsam von Neuem beginnen, Verantwortung übernehmen, im neuen Jahr, in der kommenden Woche, an jedem neuen Tag.

Und dies alles, Wahrnehmen und Ansprechen, Ernstnehmen und Freisprechen, soll um keinen Preis oberflächlich geschehen, weder moralischer Zeigefinger noch resignierende (Alters-) Weisheit: »So sind die Menschen eben.« Ich will die eigenen Grenzen nicht in einem – un-

5. Ebd., 149f.

wahr – günstigen, wohl aber in einem gütigen Licht sehen als Grenzen, die überwunden sind, aber eben nicht von mir selbst, d.h.: Ich hoffe, Gott selbst steht jeden Abend an der Rezeption – und nimmt mich auf in sein Haus, ohne nach meiner Konfession zu fragen.